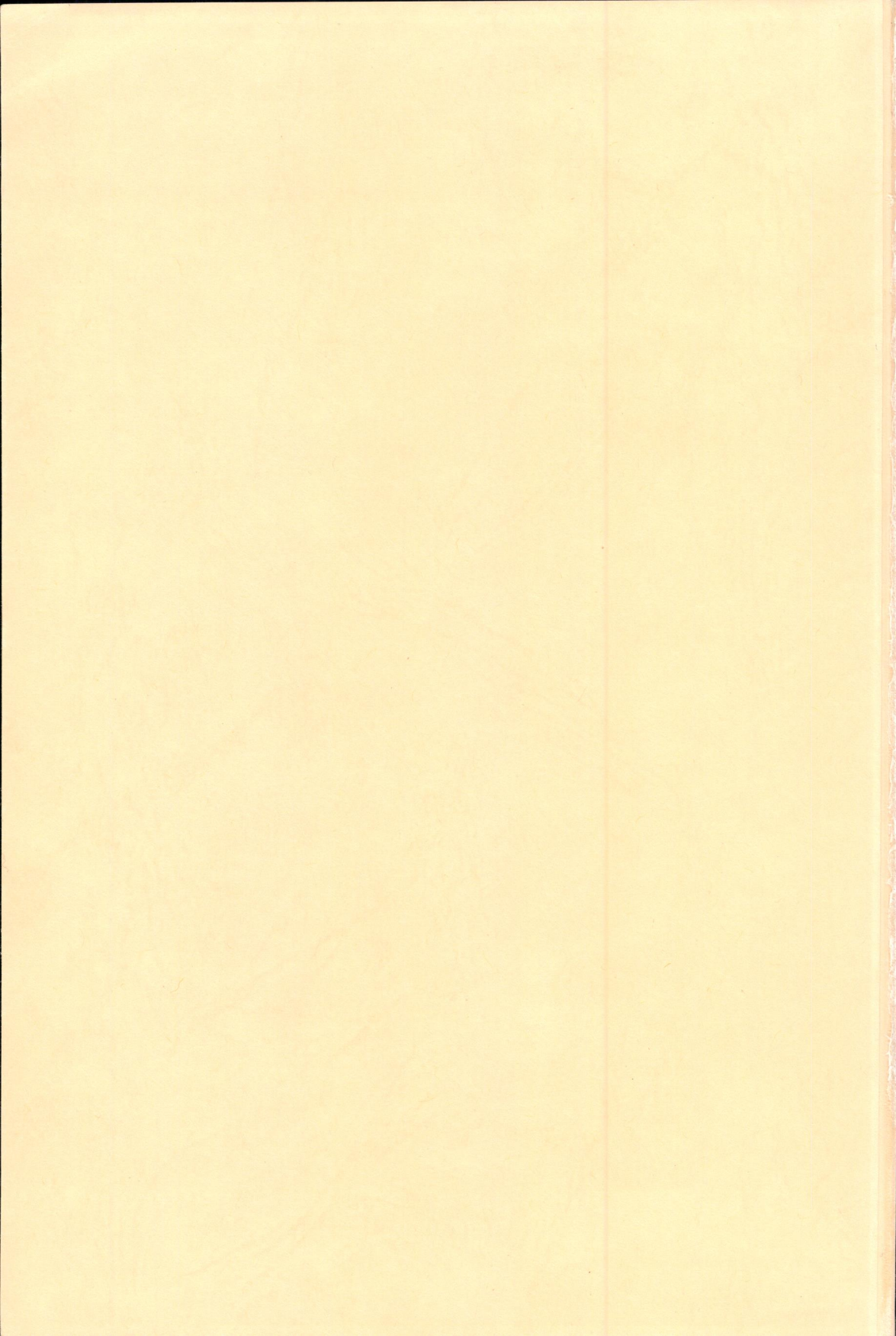


**Ritterhaus-Vereinigung
Uríkon-Stáfa**

Jahresbericht 1998
mit Abhandlungen



Ritterhaus-Vereinigung Üriikon-Stäfa

Jahresbericht 1998

mit Abhandlungen

Zürichsee Druckereien AG, Stäfa

Vorstand und Revisoren der Ritterhaus-Vereinigung Üriikon-Stäfa

Ehrenmitglieder

- Arnold Egli, Im Gsteig 8, 8713 Üriikon
- ! Doris Röthlisberger, Im Länder, 8713 Üriikon

Arbeitsausschuss

- | | Telefon |
|---|-----------|
| - Andreas Pfleghard, Präsident, Im Gsteig 24, 8713 Üriikon | 926 26 38 |
| ! Ursula Stolz, Aktuarin, Alte Landstrasse 4, 8713 Üriikon | 926 10 07 |
| Isabelle Linthorst, Quästorin, Mutzmalen 34, 8712 Stäfa | 926 52 87 |
| Karin Russek Reichling, Seestrasse 149, 8712 Stäfa | 926 20 30 |
| - Arnold Pünter, Gebäude-Aufsicht, Seestrasse 238, 8713 Üriikon | 926 39 08 |
| - Rudolf Stückelberger, Kustos, Burgstall, 8713 Üriikon | 926 19 27 |
| Ueli Gantner, Betrieb, Ritterhausstrasse 16, 8713 Üriikon | 926 46 22 |

Vorstand

- ! Dr. Hans Aepli, Seestrasse 284, 8713 Üriikon
- Margrit Bernauer, Seestrasse 56, 8712 Stäfa
- Pfr. Roland Brendle, Eichstrasse 90, 8713 Üriikon
- Dr. Stanislav Bukowiecki, Schwarzbachstrasse 30, 8713 Üriikon
- Christoph von der Crone, Kreuzstrasse 33, 8712 Stäfa
- ! Dr. Max Daetwyler, Deleg. Reg.-Rat Kt. Zürich, Seestrasse 264, 8713 Üriikon
- Thomas Daum, Deleg. Gemeinderat Stäfa, Moritzbergstrasse 8, 8713 Üriikon
- Arnold Egli, Im Gsteig 8, 8713 Üriikon
- Beat Frei, Burgweid, 8345 Adetswil
- Thomas Frei, Im Gsteig 27, 8713 Üriikon
- Lino Gunz, Poststrasse 14, 8713 Üriikon
- Margareta Hasler, Heidenmösliweg 2, 8713 Üriikon
- Walter Kobelt, Torlenstrasse 18, 8713 Üriikon
- Urs Köhle, Red. Jahrbuch, Allenbergstrasse 27, 8712 Stäfa
- Ueli Lott, Panoramaweg 1, 8713 Üriikon
- ! Doris Röthlisberger, Im Länder, 8713 Üriikon
- Leo Strässle, Sonnenhalde 27, 8712 Stäfa
- Dr. U. Vollenweider, Ürikerhalde 12, 8713 Üriikon

Revisoren

- René Bosson, Gsteigtobel 10, 8713 Üriikon
- Rolf Hirschbühl, Alte Landstrasse 33, 8713 Üriikon

Anmeldungen für Kapelle und Ritterhaus:

Herr und Frau H. Luger, Burgstall, 8713 Üriikon, Tel. 926 58 81

Sigristin: Frau D. Lenz, Schönaustrasse 21, 8707 Uetikon, Tel. 920 75 40

Hauswarte Ritterhaus: Herr und Frau H. Luger, Burgstall, 8713 Üriikon, Tel. 926 58 81

Tätigkeitsbericht 1998

Vorstand und Arbeitsausschuss

Vorstand und Arbeitsausschuss konnten die laufenden Geschäfte im üblichen Rahmen erledigen. Der Vorstand musste lediglich einmal zur Vorbereitung der Generalversammlung und zur Abnahme der Rechnung zusammentreten. Der Arbeitsausschuss traf sich an vier Sitzungen. Einzelne Ausschussmitglieder erledigten viele kleinere Geschäfte allein oder zusammen mit dem Präsidenten.

Der Arbeitsausschuss entschloss sich 1998 wahrscheinlich zum ersten Mal in der Geschichte der Ritterhaus-Vereinigung, die Generalversammlung in unserem eigenen Hause durchzuführen. Dank dem interessanten Referat unseres Hauptautors des Jahrheftes 1997, Peter Siegfried, Ürikon, über die Stäfner Brunnen und dem anschliessenden Zusammensitzen im Garten bei Wein, Brot und Käse war dieser Anlass ein voller Erfolg. Einige Mitglieder des Vorstandes und des Arbeitsausschusses haben sich in verdankenswerter Weise für die Organisation und die Durchführung dieses gelungenen Anlasses zur Verfügung gestellt.

Betrieb Ritterhaus und Kapelle

Die Auslastung von Ritterhaus und Kapelle bewegte sich im üblichen Rahmen. Dank der Initiative der Familie Luger stellten wir den Keller an einem Sonntag im Dezember für einen Adventsanlass zur Verfügung. Eine grosse Anzahl jüngerer Familien mit Kindern kam zu Besuch, wobei die Kleinsten auf einem Esel, begleitet von einem Schmutzli und einem Chlaus, ums Ritterhaus reiten konnten.

Bauliches

Häuser, die einige hundert Jahre alt sind, benötigen ständig grössere oder kleinere Reparaturarbeiten. Da verschiedene Mitglieder uns grosszügig unterstützten und einige Handwerker in verdankenswerter Weise für uns günstiger arbeiteten oder grosse Rabatte gewährten, konnten wir die Jahresrechnung einigermassen ausgeglichen abschliessen.

Am Ritterhaus musste die Aussentreppe mit Podest vor dem Haupteingang erneuert werden. Daran leistete der Kanton in verdankenswerter Weise einen Beitrag von 30% oder Fr. 1800.– aus dem Lotteriefonds. Im Burgstall erneuerten wir u. a. die Küche in der Wohnung Bühler, eine Arbeit, die sich schon längst aufgedrängt hatte.

Ausflug nach Engelberg

Als Fortsetzung des Ausfluges 1997 nach Wolfenschiessen und Grafenort besuchten wir dieses Jahr das Kloster Engelberg. Rund 80 Mitglieder trafen sich im Oktober in Ürikon und Stäfa und fuhren mit zwei Cars nach Engelberg bis ans «Ende der Welt». Nach dem Besuch der Kapelle zuhinterst im Tal empfing uns eine charmante Führerin im Benediktinerkloster Engelberg. In zwei Gruppen konnten wir die Kirche, das Konventgebäude und die Schule besuchen. Anschliessend empfing uns der Grosskellner des Klosters, Pater Markus, zu einem ausgezeichneten Mittagessen im Refektorium. Ein Besuch im Talmuseum und ein Rundgang durchs Dorf unter der Führung des Kunsthistorikers Eduard Müller rundeten diesen anstrengenden, aber erfreulichen Tag ab.

Zum vorliegenden Jahrheft

1998 gedachten wir in Stäfa der Helvetik. Die Lesegesellschaft Stäfa organisierte eine ganze Reihe von Veranstaltungen und eine ausführliche Ausstellung im Ortsmuseum. Es schien uns angezeigt, dass die Ritterhaus-Vereinigung ihr Jahrheft für den wichtigen und interessanten Vortrag von Prof. Dr. h.c. Peter Ziegler, Wädenswil, über das Leben und Arbeiten in dieser Zeit zur Verfügung stellen würde. Peter Ziegler hat in verdankenswerter Weise sein Referat für uns überarbeitet und die Verhältnisse in Stäfa besonders gewürdigt.

Der Beitrag von Dr. Günter Lott, Ürikon, befasst sich mit dem Archiv von Hermann Hiltbrunner. Dr. G. Lott ordnet zurzeit diesen Nachlass im Schweizerischen Literaturarchiv (SLV) in Bern. Dabei hat er eine bis heute noch nie publizierte Ansprache von Hermann Hiltbrunner gefunden, die dieser 1951 anlässlich der Generalversammlung unserer Vereinigung im Seehof hielt. Schon 1951 prophezeite Hermann Hiltbrunner eine Zersiedlung unserer Landschaft: «Die halbe Welt wird nach Ürikon kommen, und wir verstehen es wohl und lächeln dazu. Einige lächeln schmerzlich, weil sie sehen, was wir zu verlieren im Begriffe sind.»

Dank

Ich danke allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Arbeitsausschuss und Vorstand sowie den beiden Rechnungsrevisoren für ihre Mitarbeit während des ganzen Jahres. Einen besonderen Dank verdienen unsere «guten Geister» in Ritterhaus und Kapelle. Die Familie Luger und Frau Lenz, zusammen mit Heidi und Ueli Gantner, sorgen für einen reibungslosen Betrieb. Ihnen, liebe Mitglieder, danke ich für Ihre treue und wohlwollende Unterstützung zur Erhaltung unserer Liegenschaften am See.

A. Pflughard

Belegung	1983	1984	1985	1986	1987	1988	1989	1990	1991	1992	1993	1994	1995	1996	1997	1998
Ritterhaus und Kapelle																
Ritterhaus:																
Lagerwochen	24	22	19	22	25	20	16	22	15	26	21	22	24	29	25	26
Wochenende	18	18	24	21	12	17	17	22	19	17	16	26	20	16	16	16
Kellerfeste	44	38	39	32	42	40	27	30	33	25	28	29	30	29	33	30
Total Aktivitäten Ritterhaus	86	78	82	75	79	77	60	74	67	68	65	77	74	74	74	72
Kapelle:																
Gottesdienst kath.	12	12	12	12	12	12	12	11	12	12	12	11	12	12	10	9
Gottesdienst ref.	22	23	26	25	25	24	27	24	23	26	24	25	22	23	24	23
Trauungen	66	69	62	67	52	51	50	44	44	45	44	31	31	37	24	42
Taufen	11	9	9	6	9	10	8	9	5	11	6	2	4	1	6	12
priv. Feiern/ Konzerte/Abdankungen	4	8	9	10	7	14	2	12	15	17	14	10	13	14	17	7
Total Aktivitäten Kapelle	115	121	118	120	105	111	99	100	99	111	100	79	82	87	81	93
TOTAL																
 Ritterhaus + KAPELLE	193	199	200	195	184	188	159	174	166	179	165	156	156	161	155	165

Der Nachlass Hermann Hiltbrunners im Schweizerischen Literaturarchiv

Von Günter Lott, Üriikon

Als 1993 der hundertste Geburtstag von Hermann Hiltbrunner in unserer Gemeinde gefeiert werden sollte, kam ich zum ersten Mal mit dem Schweizerischen Literaturarchiv (SLA), Bern, in Kontakt. Damals war abzuklären, ob mit dem in Bern gelagerten Material aus dem Nachlass von Hermann Hiltbrunner eine Ausstellung über den Schriftsteller im hiesigen Ortsmuseum zur Farb realisiert werden konnte. Aus verschiedenen Gründen musste dann von einer solchen Ausstellung Abstand genommen werden. Ich war von der Menge der in den unterirdischen Magazinen im Gebäude der Schweizerischen Landesbibliothek aufbewahrten Nachlässe sehr beeindruckt. Allerdings war deren Aufbereitung infolge Personalmangels zum Teil noch nicht weit fortgeschritten.

Das Schweizerische Literaturarchiv wurde 1991 eröffnet. Wie es zu dieser Gründung kam, entnehmen wir dem Orientierungsfaltblatt des SLA: «Der Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt vermachte 1989 testamentarisch seinen literarischen Nachlass der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Er verband seine Schenkung mit der Bedingung, dass ein Schweizerisches Literaturarchiv gegründet werde.

Das SLA wurde Anfang 1991 in der Schweizerischen Landesbibliothek eröffnet und übernahm deren Handschriftenbestände, die es seither kontinuierlich ausgebaut hat. Das SLA sammelt in den vier Landessprachen Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätoromanisch Dokumente sowie Materialien zu Literatur, die einen Bezug zur Schweiz hat, und zwar mit einem Schwerpunkt im 20. Jahrhundert. Es handelt sich dabei um Notizen und Entwürfe zu Werken, Werkmanuskripte, Korrespondenzen, Tagebücher, Zeitungsausschnitte, wissenschaftliche Sekundärliteratur, Bücher, Ton- und Videokassetten, Fotos, Gemälde und grafische Blätter sowie persönliche Gegenstände.

Das SLA umfasst heute rund 70 grössere Nachlässe und über 120 Teilnachlässe und Sammlungen, die für wissenschaftliche, literarische oder

publizistische Arbeiten und Studien kostenlos benutzt werden können. Die Bestände sind mehrheitlich durch konventionelle Kataloge und Inventarlisten erschlossen und werden sukzessive auch in den Online-Katalog «HELVETCAT» der Schweizerischen Landesbibliothek aufgenommen.»

Die Grundsätze des SLA sind Sammeln–Erhalten–Erschliessen. Die meisten Bestände gelangen durch Schenkungen oder Nachlässe ins SLA. Aber es werden auch Bestände durch aktives Sammeln ergänzt. Ein besonderer Wert wird auf die Erhaltung (Konservierung) des gesammelten Materials gelegt. Da säurehaltiges Papier auf Dauer zerfällt, werden die einzelnen Dokumente durch säurefreie Papiereinlagen voneinander getrennt. Mehrere solcher Dokumente werden in einem ebenfalls säurefreien Papierumschlag eingelegt. 2 bis 3 solcher Umschläge werden in Kartonfaltmappen eingebracht. Diese wiederum werden in Kartonstülpfachschachteln der Grösse 27 × 39 × 12 cm gelagert. Es handelt sich hierbei um extra für das SLA angefertigte Schachteln aus säurefreiem Karton. Der gesamte Nachlass Hermann Hiltbrunners umfasst mehr als 60 Schachteln. Gegenstände wie Skulpturen u. ä. werden separat gelagert. Der Nachlass Hermann Hiltbrunners umfasst Manus- und Typoskripte, gedruckte Fassungen wie Bücher, Broschüren, Separata und Belegexemplare.

Daneben bilden Zeitungsausschnitte einen guten Überblick über das Brotschaffen des Schriftstellers. «Neue Zürcher Zeitung», «Tages-Anzeiger», «Der Bund» und «Nationalzeitung» sind bevorzugte Publikationsorgane für Essays und Berichte. Hinweise in der «Schweiz. Radiozeitung» rufen in Erinnerung, dass Hermann Hiltbrunner ein gern gehörter Autor am Radio war. Von besonderem Interesse sind die Buchbesprechungen zu seinen Tagebüchern. Den Abschluss der Sammlung bilden die in den verschiedenen Zeitungen erschienenen Nachrufe. Aus der Fülle des in Bern gelagerten Archivmaterials sollen nachfolgend einige Kostproben folgen. Herrmann Hiltbrunner war im Jahr 1951 Gastvortragender an der Generalversammlung unserer Vereinigung. Ein Blatt in des Dichters Handschrift zeigt den Anfang des Vortrags, dessen Wortlaut von einem Typoskript mit Korrekturen übertragen wurde. Aus der Sammlung von Fotos ebenfalls einige Beispiele:

Das offizielle Pressefoto zu seinem 50. Geburtstag

Die vom Bildhauer Alfons Magg (1891–1967), Zürich, geschaffene Büste

Das neugebaute Haus in Üriikon, 1935

(alle Fotos Schweizerisches Literaturarchiv Bern)



*Hermann Hiltbrunner 50jährig.
Am 24. November 1943 begeht in Urikom am Zürichsee der Dichter
und Literaturpreisträger der Stadt Zürich, Hermann Hiltbrunner,
seinen 50. Geburtstag. Der Jubilar gehört in die vorderste Reihe der
Schweizer Schriftsteller. Die Stadt Zürich verlieh ihm im Jahre 1942 in
Würdigung seines hervorragenden Schaffens den Literaturpreis.*

PHOTOPRESS-Bilderdienst Zürich - Bern. 23.XI.43. SZ/P. ES.



Büste Hermann Hiltbrunners von Alfons Mags



Das neugebaute Haus in Ürlikon, 1935

Text der 1951 anlässlich der Generalversammlung der Ritterhaus-Vereinigung gehaltenen Rede.

Unser Dorf und seine Umwelt

Nachdem Ihnen Herr Hasler die wirtschaftlich-menschlichen Verhältnisse unseres Dorfes im Laufe der Zeit geschildert hat, dürfen wir uns heute der Gegenwart und einer Orientierung im Raum widmen. Was uns jederzeit gegenwärtig ist, das ist unsere Umwelt, unsere Landschaft.

Die besten Kenner des Zürichsees teilen unsere Ansicht, dass wir den schönsten Punkt des rechten Ufers bewohnen. Sich Rechenschaft zu geben, ob es sich tatsächlich so verhalte und wodurch unsere Umwelt solch eine Auszeichnung verdient, müsste eigentlich das Anliegen jedes Ürikers sein.

Wodurch denn unterscheidet sich Ürikons Grund und Boden von dem anderer Seegemeinden und worin liegt der Unterschied zwischen «unserem» See und dem Seeblick anderer Orte. Nun, da ist einmal die sehr eindrückliche Weiträumigkeit des oberen Zürichsees, die auch einem Fremden auffällt, die auch Goethe auffiel, als er in Stäfa weilte.

Unterhalb der Au können wir den See mit einem breiten Strom vergleichen; oberhalb jener Halbinsel aber wächst unser See in grosse Verhältnisse: die Gegenufer haben sich auf drei, auf vier Kilometer voneinander entfernt; Breite und Weite des Sees haben ein Maximum erreicht. Ausserdem aber liegt Ürikon mit dem Kehlhof und mit Schirmensee auf der südlichsten Strecke des ganzen rechten Seeufers, und diese Lage gestattet uns eine Seesicht nach drei Himmelsrichtungen, da ja die Seeachse erst unterhalb Stäfa sich nach Nordwesten, also von uns weg, zu biegen beginnt.

Doch wollen wir ob so viel Wasserfläche nicht hochmütig werden. Die Freienbacher oder Richterswiler sehen (eben wegen dieser Verbiegung) noch viel mehr Wasser als wir. Alsobald aber werden wir entgegengen, dass wir das Sonnenufer besetzt halten.

Das ist's: wir wohnen an vollendeter Südlage. Zwischen Stäfa und Rapperswil (und das gilt eigentlich bis Schmerikon) liegen See und Ufer gewissermassen windrosegerecht, das heisst: sie verlaufen ostwestlich. Allein diesem Umstand verdanken wir unsern guten Wein. Stimmt es aber – vielmehr: ist dies die einzige Ursache? Unsere Weinbauern wissen mehr: Was bedeutet vollendete Südlage auf völlig flachem Grund? Der beste Wein gedeiht dort, wo der Grund sich der Sonne zuhebt.

Und wie hebt er sich bei uns der Sonne zu, dank welcher Bodenbeschaffenheit erreicht unser Rebgebiet eine günstige Exposition – Lage also, was nur Lage heisst? Wir antworten, dass unser Seeufer bis auf die Wasserscheide gestuft sei, dass es in Absätzen zur Höhe steige, dass es als gewaltige Freitreppe ins Zürcher Oberland hinanführe.

Wie erklärt sich der Fremde, was uns alltäglich ist, und wie erklären wir uns selber diesen regelmässigen Wechsel zwischen Hang und Plateau, zwischen Steilböden und Terrassenflächen? Da auch die Wissenschaft noch keine bündige Erklärung für diese Rippenlandschaft zwischen Männedorf und Goldigen gefunden hat, dürfen wir um so freier bekennen, hier vor einem Rätsel zu stehen. Ist es nicht ungemütlich, in einem Gelände zu leben, das uns sein Rätsel jeden Tag neu aufgibt?

Nun, was mich betrifft, habe ich nichts dagegen, so und so viele Viertelstunden im Jahr meine Phantasie an dieser Landschaft zu üben. Habe ich etwas gewonnen dadurch, bin ich zu Resultaten gekommen? Manchmal glaube ich, dieses Terrassenland blitzartig begriffen zu haben, dann wiederum schwimmt alles vor meinem inneren Blick.

Diese Landschaft ist in all ihrer Ruhe und Gesetzmässigkeit erregend. Ich werde nie mit ihr fertig sein. Ihnen zu erzählen, was ich auf Grund eines 15jährigen Anschauungsunterrichts glaube gelernt zu haben, ist heute nicht notwendig. Ein Lehrbuch über diese besondere Erdgestaltung gibt es nicht, und was darüber in Büchern etwa steht, ist noch lange nicht alles, ist noch nicht einmal die Lösung des halben Rätsels. Wir müssen also auf die Erklärung, wie ein solches Terrassenland zustande gekommen ist, verzichten.

Das sollte uns nichts ausmachen: Wir haben ja die Tatsache, die Wirklichkeit in ihrem Eben-so-und-nicht-anders-Sein. Sie zu betrachten, sie immer wieder anzuschauen, bloss anzuschauen, bewahrt uns vor Denkfehlern und Kurzschlüssen. Beobachtungsfehler hingegen werden uns kaum unterlaufen. Was haben wir beobachtet? Dass an den Terrassenrändern immer wieder Nagelfluh ansteht und diese Nagelfluh da und dort von Sandstein- oder Mergelbändern durchzogen ist.

Diese Felsköpfe oder Felsrippen sind Schichtränder (Schichtkanten, *falaise* würden die Franzosen sie nennen) und wenn sie bewaldet sind, fallen sie angenehm auf und verdeutlichen die Terrassierung. Besonders lange verweilt unser Blick auf diesen Waldrändern dort, wo sie für unseren Blick den Horizont bilden: einen lockeren Waldhorizont, dessen Föhren, Lärchen und Eichen sommers wie winters unsere Freude sind. Zeichnet sich jedoch statt solcher Gehölzsilhouetten ein Wald von Rebpfählen in den Himmel, dann wächst unsere Freude zu eigentlichem Stolz. Aber

dieses Bild ist in seiner ganzen Ungewöhnlichkeit so unaufdringlich, dass selbst unter uns es noch nicht alle bemerkt haben: Rebpfähle, die in den Himmel wachsen!

Wir haben noch anderes beobachtet: dass alle diese Felsen merklich angewittert sind, dass ihre Oberfläche brüchig ist und sie bei Tauwetter zum Beispiel geradezu lebendig werden.

Wir hören es rieseln, und dieser kleine Steinschlag belehrt uns, dass die schrägen Halden unter den Felsbändern, unter allen Terrassenrändern aus verwitterter und abgebröckelter Nagelfluh bestehen. In eben diesem Schuttmaterial wurzeln unsere Reben, und es ist ihnen wohl in diesem Boden. Das Material, das ihn aufbaut, ist sehr gemischt, und das ist sein Vorteil.

Es fehlt nicht der Kalk, es fehlt nicht der Kiesel und es fehlt nicht an Sand, der, kalkig gebunden, die Nagelfluhgerölle verbacken hatte, verhindert, dass der reichlich anfallende Lehm wasserundurchlässig blieb. So entstand ein weder zu heisser noch zu kalter Boden, ein weder zu saurer noch zu basischer, ein weder zu leichter noch zu schwerer Grund.

Die seltsame Harmonie unserer Landschaft, von der wir noch zu sprechen haben, besteht bis in ihren Boden, dringt bis unter seine Oberfläche und teilt sich naturgemäss dem mit, was aus diesem Erdreich wächst, teilt sich am vollkommensten mit dem Wein, der den Geist einer Landschaft am lautersten, abgeklärtesten verkörpert.

Wir sprachen von einer Freilandtreppe. Eine Treppe besteht aus Stufen. Jede einzelne Stufe baut sich aus Senkrecht und Waagrecht, aus Steilem und Flachem. So auch unsere Freilandtreppe. Ihre Stufen sind ungleich hoch, ihre Steilhänge ungleich steil und ungleich mächtig, und damit, wenn auch nicht darum allein, sind auch Terrassenebenen von wechselnder Breite und ungleicher Länge. Nicht alle liegen völlig horizontal: besonders die oberen Stufenebenen erscheinen auf zweierlei geneigt: einmal steigen sie leicht gebirgswärts, ein andermal scheinen sie zu fallen; wichtiger aber ist ihr Nordwärtsfallen.

Wo solche Terrassenebenen sich gegen nächsthöhere Stufen senken, konnten Riedflächen, Sümpfe oder Moore entstehen. Viele Stufen dieser feuchten Wannen sind allerdings drainiert, melioriert. Strichen nun alle diese Stufen ununterbrochen und in gleichen Ausmassen parallel zum See, so würde unser Ufer wohl ziemlich eintönig, geradezu langweilig, erscheinen.

Doch sind sie nicht nur, wie wir sahen, ungleich hoch und breit, sondern auch nicht streng durchlaufend, immer wieder schneidet ein Wasserlauf sie an und ab; Tälchen unterbrechen in unregelmässigen Abständen die

Terrassen quer zu ihrem Streichen; durch mehr oder minder tiefe Tobel erscheint das Gelände zerstückt, in ungleich lange Parallelogramme, Trapeze aufgeteilt. Diese Tobel bringen Leben in das Starre, Unregelmässigkeit ins Regelmässige, Kurzweil und Kaprizie in das, was an sich fast mathematisch und monoton wäre. Und da ausserdem diese Tobel meist bewaldet sind, korrigiert sich die Mathematik der Gesamtterrassierung selbsttätig, verhüten Tobelgeheimnisse und Waldromantik den Eindruck von Nüchternheit.

Alles in allem: Unser Ufer ist gegliedert im senkrechten Sinne, aber nicht durch Berge wie am Gegenufer. Wir haben nicht das Geringste gegen den Etzel einzuwenden; stände aber auf unserem Ufer ein Gegenetzel, wie anders, wie schmerzlich anders, sähe es hier aus, und wie eng wäre unsere Blickfeld!

Denn die grössere Weite unseres Seeabschnitts findet ihre Entsprechung in der grösseren Weite unserer Festland-Umwelt. Sie ergibt sich aus der besonderen Uferbeschaffenheit: Im Raume Rapperswil fehlen seit der Eiszeit die Berge. Eine niedrige Schwelle von knapp 100 Metern begrenzt den See. Die rechtsufrige Entsprechung zum Etzel fehlt; der Hombrechtiker Etzel oder Pfannenstiel existiert nicht. Allein dadurch hat auch das Festland um uns Weite und Geräumigkeit bekommen.

Es ist alles recht seltsam: wir haben keine Ebenen grösseren Ausmasses, und doch ist uns Weite gegeben. «Coupiert» ist unser Gelände, und doch wirkt es als grosser, freier Raum. In Streifen verläuft die natürliche Einteilung, in Gürteln erstreckt sich das Gelände, in Bändern läuft es dahin, längsparzelliert auf den Terrassen, quersparzelliert an den Hängen und Bördern – und doch ist der Himmel über uns licht und Gras und die Erde um uns weit und heiter. Landschaftliche Gegensätze haben sich in unserem Raum zu Harmonie entschlossen, und wir sind Nutzniesser dieses landschaftlichen Wunders.

Das ist in Kürze und bewusst vereinfacht die Bodengestalt unserer Umwelt. Was aber bedeutet sie uns in unserem Alltag, in unserem Leben? Oder auch: welcherweise ist dieses geographische Phänomen für sich und auch für uns lebendig und eben in diesem Sosein wichtig? Was geht aus diesem Gelände, was geht in uns über – was ist die Poesie, die Philosophie dieser Landschaft. Sehen wir zu: Es gibt Seen, die nicht viel mehr bedeuten als ein Wochenendziel und eine Badegelegenheit. Zu viele Idylle ist heutzutage der Tod aller Idylle.

Unser See ist für eine blosser Idylle zu gross. Aber da ist ein Weiteres: Da unser Boden treppenhaft aus dem See aufsteigt – und schon dieses ist grosse Poesie – wird der See, je höher wir selbst auf dieser Treppe steigen,

dank seiner Flächenhaftigkeit zu einem wunderbaren Spiegel, und, da wir ihn in der Richtung zur Sonne sehen, zu einer eigentlichen zweiten Lichtquelle. Wissen wir nicht, wie sehr er unsere nach Süden liegenden Stuben erhellt? Wir wissen es und sind darüber voller Dank und Lobpreisung.

Die Lichtspiele und Spiegelungen des Sees unterhalten uns auf eine höhere Weise. Das Dunkel der Zeit kann für uns nie völlig Nacht sein; die Finsternis der Welt kann für uns nie endgültig und undurchdringlich sein.

Erst wenn wir das Gegenufer in dieser Hinsicht erforscht haben, ermessen wir unsere Lichtfülle. Dem Gegenufer die Farben, die höhere Farbigkeit, uns aber das Licht, das gesammelte, ungebrochene Licht zu jeder Tages- und Jahreszeit. Und was sind uns diese Terrassen, diese Stufen? Die Freitreppe zum Oberland, sagten wir.

Sehen wir von einigen Zwischenstufen kleineren Formats ab, dann kommen wir auf drei, vier Hauptstufen, und ich vergleiche sie mit den Manualen einer unter freiem Himmel aufgestellten Orgel und jedes Manual hat seine besondere Klangfarbe, Klangfülle und Klangstärke. Wenn im Sommerhalbjahr alle Manuale ertönen. Wenn unter der durchsichtigen Kuppel des Himmelsdoms unser helles Kirchenschiff ob dem gewaltigen Spiel erbebt, da ist es für uns Sonntag in allem Werktag. Nie werde ich aufhören, dem cantus firmus dieser Landschaft zu lauschen die Musik des Sees als dessen Kontrapunkt zu deuten.

Noch gibt es stille Stunden über diesem Uferstrich. Die Mittagsstunden können den Choral hörbar machen, die Nachtstunden werden die Fuge sein. Aug und Ohr haben hier noch Eindrücke aufzunehmen. Noch finden Vögel hier eine Heimat, Land- und Wasservögel, deren Stimmen sich zu der tönenden Stille mischen. Uns fehlt vielleicht der weite Flächen überspannende Wald, da er hier nur in langen Streifen und Gürteln verlaufen kann, so sind wir durch eine andere Erscheinung fast voll entschädigt: Die Stufung des Geländes hat zur Folge, dass alle Hänge ausgesprochen südlichen, alle Stufenebenen dagegen nördlichen Charakter zeigen. Es ist mir ein beständiger Anreiz, das Mediterran-Küstenhafte der Hänge und das Nördlich-Gemässigte der Terrassenflächen festzuhalten.

Insofern unsere Hänge Rebberge tragen, sehe ich das Mediterran-Transalpine, insofern unsere Terrassenebenen Moore, Sümpfe oder auch nur Riede aufweisen, sehe ich das Nördlich-Cisalpine. Dieser Wechsel auf kurze Distanz, die Unterschiede innerhalb eines einzigen Grundstücks – was ist das doch für ein Glücksfall von Wohnort! Ich kann mich kaum mehr von hier fortdenken, obgleich ich zu denen gehöre, die man gelinde als Zugezogene bezeichnet. Alteingesessene dürfen sie ruhig als Eindringlinge

bezeichnen. Und damit endet das Unveränderliche unserer Umwelt, und das Veränderliche beginnt.

Die Landschaft und ihre Eigenart, der Boden und sein Bau, das ist das erdgeschichtlich Gegebene und weitgehend Konstante; so war dieses Gelände, so ist es, so bleibt es. Aber es gibt für seine Oberflächensituation einen Zukunftsaspekt: Die Menschen haben gemerkt, wo man noch mit Freude und Überzeugung wohnen kann. Die halbe Welt wird nach Ürikon kommen, und wir verstehen es wohl und lächeln dazu. Einige lächeln schmerzlich, weil sie sehen, was wir zu verlieren im Begriffe sind.

Meine verehrten Dorfgenossen! Es ist sozusagen die letzte Gelegenheit, über die Vorzüge unserer Umwelt zu sprechen. Noch wird es mir gelingen, ihre Nachteile zu übersehen, zu übergehen. In wenigen Jahren müsste meine Ansprache anders lauten. Ich hätte über einen Ort mit städtischen Verhältnissen zu reden. Ich müsste die verlorene Stille beklagen. Ich müsste dem schwindenden Obstbaumwald und der verschwundenen Tierwelt einen Nachruf halten.

Noch gelingt es mir knapp den Lärm der motorisierten Landwirtschaft zu überhören, den Verkehrslärm, den technischen Lärm zu überhören. Ich überwinde, mit nicht geringer Trauer zwar, das grosse Baumsterben der beiden letzten Winter, die Rationalisierungen aller Art, die Meliorationen aller Art, ich gönne jedem Menschen ein Haus und einen Garten – aber wenn der Häuser Legion werden, jede Terrasse zur Wohnterrasse geworden sein wird, wo bleibt da die Umwelt, wo ist da noch Landschaft, wohin flüchtet sich das Tier, wohin flieht das Volk der liebenswerten Vögel?

Ich gebiete mir hier Einhalt. Denn ich möchte mich freuen können. Ich fordere Freude, Lebensfreude nicht nur für uns, sondern für alle Menschen. Und ich strengte mich nicht wenig an, in all den Veränderungen, die unser Dorf erleidet, das Positive zu sehen und zu glauben, dass für alles das, was wir verlieren werden, ein Neues eintrete, das uns Freude bedeutet und uns oder unsere Nachfahren glücklich machen wird.

Ich bitte Sie, meinen vielleicht angeborenen Pessimismus nicht zu teilen. Verabreden wir, uns zu freuen, dass wir hier wohnen dürfen; machen wir ab, mit einem quand même im Herzen hinauszusehen auf unseren See, hinauszuhören auf den Orgelklang über ihm und unser Herz hinauszusenden in dieses überhelle Kirchenschiff unter der Glaskuppel des Himmelsdoms. Dann bleibt nur ein einziges Gefühl: Freude. Freude aber ist Liebe. Liebe aber ist Dankbarkeit. Dankbarkeit aber, sagte ich früher schon, ist an sich Religion.

Arbeit und Lohn am Zürichsee um 1800

Peter Ziegler

Um 1800 waren die Standesunterschiede in den Dörfern am Zürichsee ausgeprägter als heute. Nimmt man Verdienst und Lebenshaltung zum Massstab, sind für damals zu unterscheiden:

- eine dünne dörfliche Oberschicht, welche Ämter bekleidet und Monopolbetriebe führt
- eine grössere Mittelschicht aus vorwiegend Bauern mit eigenem Hof
- eine grosse Unterschicht von Landlosen und Heimarbeitern

Bezüglich Reichtum, Bildung und Lebensart gab es zwischen diesen drei Schichten ein grosses Gefälle, das sich auch in Besitz, Vermögen und Lohn auswirkte.¹

Dörfliche Oberschicht

Müller

Zur dörflichen Oberschicht zählten vor allem die Inhaber einer «Gerechtigkeit», das heisst eines von der Zürcher Obrigkeit erteilten, unverlierbaren, sogenannten ehehaften Rechtes. Müller zum Beispiel waren Inhaber eines solchen Monopolbetriebes und damit vor unliebsamer Konkurrenz geschützt. Zur Mühle mit Wohnhaus und Nebengebäuden gehörte stattlicher Grundbesitz, der schon rein äusserlich den Wohlstand anzeigte. Der Getreidehandel brachte Bargeld ein. Dieses konnte einerseits in den Betrieb investiert werden. Andererseits traten viele Müller bei Dorfgenossen als Kapitalgeber auf und machten dadurch Mitbewohner

¹ Neuere Untersuchungen zur gesamten Thematik: Rudolf Braun, *Das ausgehende Ancien Régime in der Schweiz*, Göttingen/Zürich 1984.
Ulrich Pfister, *Die Zürcher Fabriques. Protoindustrielles Wachstum vom 16. zum 18. Jahrhundert*, Zürich 1992.

finanziell und einflussmässig von sich abhängig. Mancher Mühlebetrieb vererbte sich über Generationen in der gleichen Familie.

Zu solchen Geschlechtern zählten die Schulthess auf der Mühle in der Oberen Wacht Stäfa², die Wunderli auf der Oberen Mühle Meilen³, die Blattmann auf der Giessenmühle⁴ und der Eichmühle⁵ in Wädenswil oder die Familie Müller zu Mülönen Richterswil.⁶

Wirte

Die Wirte waren Inhaber eines Tavernenrechtes, eines Monopols, das ebenfalls Einkommen verhies.⁷ In der Taverne tagte die Dorfvorsteher-schaft, das Wirts- oder Gesellenhaus diente den Gemeindegossen als Treffpunkt; hier führte man die Rechenmähler und die Familienfeste der dörflichen Oberschicht durch. Im Gasthaus stiegen aller Art Reisende ab; hier rasteten die Schiffler und die Fuhrknechte mit ihren Pferden. Im Gasthaus schloss und begoss man Abmachungen und Verträge, und in der Gaststube erfuhr man Neuigkeiten. Und an allem hatte der Wirt teil. Er zählte zu den bestinformierten Leuten im Dorf. Der Gastbetrieb trug ihm ebenfalls Bargeld ein. Und so konnte auch der Gesellenwirt als Kapitalgeber auftreten. Wie die Mühlen vererbten sich auch die Tavernenrechte häufig über Generationen in derselben Familie. Beispiel dafür sind die Amsler auf dem «Leuen» in Meilen⁸ oder die Eschmann auf dem «Engel»⁹ in Wädenswil.

² Paul Kläui, Stäfa, Bd. 1, Stäfa 1968, S. 163.

³ Peter Ziegler/Peter Kummer, Geschichte der Gemeinde Meilen, Wädenswil 1998, S. 71.

⁴ Peter Ziegler, Aus der Geschichte der Rotfarb im Giessen. Jahrbuch der Stadt Wädenswil 1994, Wädenswil 1994, S. 84-86.

⁵ Diethelm Fretz, Die Blattmann, Bd. 2, Zürich 1938, S. 15 ff.

⁶ Peter Ziegler, Mülönen Richterswil, Schweizer Kunstführer Nr. 295, Bern 1981, S. 4-9.

⁷ Gustav Billeter, Die ehehaften Tavernenrechte im Kanton Zürich, Lachen 1928. Hans Conrad Peyer, Von der Gastfreundschaft zum Gasthaus, Hannover 1987.

⁸ Peter Ziegler/Peter Kummer, Meilen, S. 108, 109.

⁹ Peter Ziegler, Wädenswil, Bd. 1, Wädenswil 1982, S. 129-130.

Landärzte

Verschiedene Landärzte, gerade am Zürichsee, zählten gleichfalls zur gut verdienenden Oberschicht. Im Jahre 1800 versteuerten 74 Zürcher Landchirurgen etwa 7 Franken pro Kopf.¹⁰ Der Modearzt Johannes Hotze in Richterswil (1734–1801), der Kontakte zu Johann Wolfgang Goethe pflegte, stand mit 144 Franken an der Spitze der Steuerliste. Chirurg Johannes Kölla in Stäfa versteuerte 96 Franken, Chirurg Hans Kaspar Kölla am Haslenbach in Stäfa 72 Franken, Caspar Landis in Richterswil 32 Franken und Johannes Bodmer in Stäfa 22 Franken. Sie alle zählten zu den reichsten Landchirurgen im Zürcher Staat. Die beiden Ärzte Kölla waren im Jahre 1800 die zweit- und drittbesten Steuerzahler der Gemeinde Stäfa.¹¹

Pfarrer

Auch die Pfarrer gehörten innerhalb eines Dorfes zu den Spitzenverdienern. Als Vertreter der Stadtzürcher Obrigkeit bewohnten sie ein stattliches, geräumiges Pfarrhaus, bezogen vom Staat Zürich einen Geldlohn und nutzten dazu einen Landwirtschaftsbetrieb, weil ein Teil des Lohns bis 1830 in Naturalien entrichtet wurde.¹² Der Pfarrer genoss Ansehen, da er im Dorf Repräsentant der Obrigkeit war. Diese Respekt sichernde Stellung kam in der Helvetik ins Wanken:

In Stäfa amtete Pfarrer Felix Schneider (1739–1812) von 1796 bis 1812. Er benahm sich taktvoll, dennoch wollten ihn die Stäfner 1802 nicht wieder wählen. Er blieb aber, trotz Opposition, in seiner Gemeinde.¹³

Schlimmer ging es Pfarrer Diethelm Schweizer (1751–1824) in Hirzel, dem Grossvater von Johanna Spyri. Er machte in seinen Predigten kein

¹⁰ Sebastian Brändli, «Die Retter der leidenden Menschheit». Sozialgeschichte der Chirurgen und Ärzte auf der Zürcher Landschaft (1700–1850), Zürich 1990, S. 289–293.

¹¹ Paul Kläui, Stäfa, Bd. 1, S. 366, 367.

¹² David Gugerli, Zwischen Pfrund und Predigt. Die protestantische Pfarrfamilie auf der Zürcher Landschaft im ausgehenden 18. Jahrhundert, Zürich 1988, S. 123, 124.

¹³ Hans Frey, Stäfa, Bd. 2, Stäfa 1969, S. 284.

Hehl aus seiner Abneigung gegen die revolutionären Ideen der Landbevölkerung. Denn er fühlte sich, als treuer Diener seiner Obrigkeit, der alten Ordnung verbunden. Die Hitzköpfe hinderten den Pfarrer um 1798/99 mehrmals am Predigen. Sie entfernten den Klöppel aus den Kirchenglocken und verhinderten das Einläuten zum Gottesdienst. Allerhand Lausbübereien folgten: Fenster wurden eingeschlagen, pfarrherrliche Hühner vergiftet, Scheiterbeigen in Brand gesteckt. Einmal fand der Sigrist die Kanzel vernagelt, einmal ohne Bodenbrett, und einmal verpflanzte man auf die Kanzel einen währschaften Ameisenhaufen.¹⁴

Die Müller, Wirte und Landärzte genossen Ansehen, Respekt und Sozialprestige im Dorf. Gerade in der Umbruchszeit der 1790er Jahre waren viele von ihnen politisch und gesellschaftlich aktiv. Nur wohlhabende Leute konnten sich Lektüre aus dem Ausland leisten. Ein Jahresabonnement des revolutionären «*Courrier du bas Rhin*» kostete 16 Gulden, wofür ein Maurermeister vom Land rund 25 Tageslöhne à 25 Schilling hätte aufwenden müssen. Und drei Jahrgänge des «*Moniteur de Paris*» wurden 1793 in Zürich gar für 33 Gulden angeboten, was mehr als der Hälfte des durchschnittlichen Jahreslohns eines Spinners entsprach.¹⁵ Auch gute Lese- und Schreibfertigkeit war nicht allgemein vorauszusetzen. In gehobeneren Kreisen dagegen war sie verbreiteter: In jener Schicht von Männern und Frauen, die sich in den neu gegründeten Lesegesellschaften von Wädenswil (1790), Stäfa (1794) und Horgen (1802) zusammenfanden.¹⁶ Bei jenen Leuten also, die zeitgenössische Lektüre konsumierten und diskutierten, die sich mit dem Tagesgeschehen auseinandersetzten und bald auch für Veränderungen in ihren Gemeinden und im Stadtstaat Zürich eintraten.

¹⁴ Jürg Winkler, *Der Hirzel*, Richterswil 1974, S. 74.

¹⁵ Christoph Guggenbühl, *Zensur und Pressefreiheit, Kommunikationskontrolle in Zürich an der Wende zum 19. Jahrhundert*, Zürich 1996, S. 79.

¹⁶ Diethelm Fretz, *Die Entstehung der Lesegesellschaft Wädenswil*. Neujahrsblatt 1940 der Lesegesellschaft Wädenswil.
Peter Ziegler, *Lesegesellschaft Wädenswil, 1790 bis 1990*, Wädenswil 1990.
Paul Kläui, *Stäfa*, Bd. 1, S. 234-237.
Paul Kläui, *Geschichte der Gemeinde Horgen*, Horgen 1952, S. 466.

Dörfliche Mittelschicht

Etwas vereinfachend kann man die überwiegende Zahl der Bauern in den Seedörfern zur Mittelschicht zählen. Nur vereinzelte Grossbauern gehörten zur dörflichen Oberschicht. Woher kam der Wohlstand einzelner bäuerlicher Familien?

Am linken Ufer wurde am Ende des 18. Jahrhunderts von der Weide- auf die Milchwirtschaft umgestellt. Der Verkauf von Milch, Butter und Käse zahlte sich in klingender Münze aus und brachte grösseren Betrieben Wohlhabenheit. Als Zeugen der früheren Milch- und Käseproduktion haben sich zahlreiche Sennhütten erhalten, vor allem in der Region Zimmerberg.¹⁷

Am rechten Ufer des Zürichsees war der Rebbau bedeutend.¹⁸ Der Absatz des selbst gehegten und gekelterten Weins trug ebenfalls Bargeld ein. Dies erlaubte Rebleuten – analog den Viehzüchtern – den Bau stattlicher Häuser. Es sind Stein- oder Fachwerkhäuser von barockem Gepräge, die im Innern Luxus aufweisen: Stuck- oder Kassettendecken, Täfer und Nussbaumtüren, Einbaubüffets, Kachelöfen, bisweilen Wandmalereien, behauene Türstürze mit Allianzwappen und Initialen der Erbauer sowie dem Baujahr. Es sind die Bauten, welche die Höfe und Weiler der Zürichsee-Landschaft prägen und heute darum häufig als Denkmalschutzobjekte von kommunaler oder gar regionaler Bedeutung eingestuft sind.¹⁹

Der Wille, die Wohlhabenheit nach aussen darzustellen, beschränkte sich nicht auf Privatbauten. Auch öffentliche Gebäude zeugten von solcher Mentalität. Beispiele dafür sind verschiedene Kirchen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Erinnerung sei an die von Johann Ulrich Grubenmann geplanten Kirchen in Oberrieden (1761) und Wädenswil (1764–1767) oder an die reformierte Kirche Horgen (1782), ein Werk des Rhein-

¹⁷ Albert Hauser, Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung eines Bauerndorfs zur Industriegemeinde: Neuere Wirtschaftsgeschichte der zürcherischen Gemeinde Wädenswil, Wädenswil 1956, S. 77–81.

¹⁸ Andres M. Altwegg, Vom Weinbau am Zürichsee, Stäfa 1980, S. 15–17.

¹⁹ Christian Renfer, Die Bauernhäuser des Kantons Zürich, Bd. 1, Basel 1982.
Peter Ziegler, Wädenswils Wandel im 18. und 19. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Hausforschung 45, Marburg 1997, S. 9–24.

taler Baumeisters Johann Jakob Haltiner.²⁰ In diesen Neubauten gab es für die dörfliche Ober- und Mittelschicht ebenfalls Gelegenheit, sich zu repräsentieren: Als Amtsträger stand einem im Gotteshaus ein besonderer Sitzplatz zu. Und wer genügend Geld hatte, konnte sich auch einen besonders günstig gelegenen, von vielen Kirchgängerinnen und Kirchgängern einsehbaren Kirchenstuhl, ein sogenanntes Kirchenort, ersteigern.²¹ In Wädenswil etwa überlieferte sich aus der Zeit des Kirchenbaus folgende Redensart: «Es verchauft mänge Puur es Chüeli, um chöne z chauffe es Chilestüeli.»

Doch nicht alle Bauern brachten es zu Wohlstand. Viele lebten kärglich. Bei Erbteilungen mussten Söhne, welche den väterlichen Hof übernahmen, ihre Brüder und noch häufiger die Schwestern auskaufen. Manche Heimwesen waren daher durch hohe Hypotheken, sogenannte Gülten, belastet. Zudem war man von der Witterung abhängig. Trockene oder zu nasse Jahre, Hagelwetter und Frost führten zu schlechten Ernten und damit zu Einbussen, wenn nicht gar zu eigentlichen Notlagen.

Unterschicht: Heimarbeiter, Landlose

Im kleinbäuerlichen Haushalt betrieb man seit dem 17. Jahrhundert neben der Landwirtschaft in zunehmendem Masse textile Heimarbeit. Das aufkommende Seiden- und Baumwollgewerbe gab Spinnern und Webern einen Zusatzverdienst.

Betrieben wurde die Heimindustrie im Verlagssystem: Der Verleger in der Stadt kaufte Rohstoffe, liess sie auf dem Land verarbeiten, entlohnte die Heimarbeiter und verkaufte von der Stadt aus die Fertigprodukte. Um 1780 beschäftigte sich rund ein Viertel der Einwohner im heutigen Kanton Zürich mit Heimarbeit.²² Die Verteilung über das Kantonsgebiet war

²⁰ Albert Staub, *Zweihundert Jahre Kirchgemeinde Oberrieden*, in: Oberrieden – Kirche und Dorf, Oberrieden 1967.

Peter Ziegler, *Kirche Wädenswil*, Wädenswil 1983.

Hans Martin Gubler, *Reformierte Kirche Horgen*, Schweizer Kunstführer Nr. 303, Bern 1981.

²¹ Kurt Spörri, *Die Rechtsverhältnisse an Kirchenstühlen in der zürcherischen reformierten Landeskirche in ihrer historischen Entwicklung*, Uster 1932.

²² Annemarie Custer, *Die Zürcher Untertanen und die französische Revolution*, Zürich 1942, S. 6.

ungleich. Starke Verbreitung fand die Heimindustrie im Zürcher Oberland²³, am Pfannenstiel, in der Region Zimmerberg und im Knonauer Amt. Nämlich dort, wo die Landwirtschaft naturbedingt geringere Erträge abwarf oder wo die Betriebe bereits stark zerstückelt waren und kein gutes Einkommen mehr garantierten.

Kommt dazu, dass gerade in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Bevölkerung stark wuchs. Der Bezirk Meilen mit 209 Personen pro Quadratkilometer und der Bezirk Horgen mit 161 Personen pro Quadratkilometer gehörten 1792 zu den am dichtesten besiedelten Gegenden von ganz Europa.²⁴

Manche Bewohner verfügten über keinen eigenen Boden mehr, konnten nicht einmal mehr Landwirtschaft für den Eigenbedarf betreiben und waren ganz auf die Heimindustrie angewiesen. Zu bedenken ist dabei, dass um 1800 rund 70 Prozent der Aufwendungen eines Haushalts für die Beschaffung der Nahrungsmittel aufgewendet werden mussten.

Die folgenden Zahlen belegen diese Entwicklung:²⁵

Ort	Haushaltungen	Haushalte ohne Boden	% ohne Boden
Horgen	538	195	36,2
Wädenswil	702	451	64,2
Richterswil	477	264	55,3
Meilen	426	144	33,8
Erlenbach	148	50	33,8
Küsnacht	311	104	33,4

²³ Rudolf Braun, *Industrialisierung und Volksleben. Die Veränderungen der Lebensformen in einem ländlichen Industriegebiet vor 1800* (Zürcher Oberland), Erlenbach 1960.

²⁴ Werner Raths, *Die Bevölkerung des Kantons Zürich seit Ende des 18. Jahrhunderts*, Diss. Zürich 1949, S. 7.

²⁵ Annemarie Custer, *Die Zürcher Untertanen*, S. 10.

Durch die Reduktion der kleinbäuerlichen Betriebe entstand eine neue soziale Schicht: jene der Tüchler, Fergger und Heimarbeiter. Wie stark diese Bevölkerungsgruppe in einzelnen Dörfern am Ende des 18. Jahrhunderts war, veranschaulichen nachstehende Zahlen:²⁶

Ort	Einwohner	Heimarbeiter	Prozent
Horgen	8363	2080	24
Wädenswil	9454	2700	28
Stäfa	3370	1868	56
Männedorf	2194	565	26
Uetikon	1068	267	25
Meilen	2612	455	18
Küsnacht	3896	873	22

Bereits um 1770 lebte mehr als die Hälfte der erwachsenen Einwohner in Wädenswil von der hausindustriellen Tätigkeit. Nach den Beobachtungen von Johann Caspar Hirzel gab es damals im Dorf kaum ein Haus, in dem nicht gesponnen und gewoben wurde. Eine Statistik von 1787 belegt, dass in der Herrschaft Wädenswil 1115 Mousseline-Webstühle standen, gegenüber 4387 im ganzen Kanton (also rund $\frac{1}{4}$), und dass hier 1850 Spinner arbeiteten (im Kanton: 32 730).²⁷ In der Gemeinde Stäfa standen im Jahre 1787 148 Mousseline-, aber keine Indienne-Webstühle. Die Zahl der Baumwollspinner stieg hier von 1785 bis zum Winter 1787 von 560 auf 627. Damit betrieb damals – ähnlich wie in Horgen – jeder vierte Einwohner von Stäfa Heimarbeit.²⁸

²⁶ Annemarie Custer, *Die Zürcher Untertanen*, S. 6, 7.

²⁷ Albert Hauser, *Wirtschaftsgeschichte der Gemeinde Wädenswil*, S. 65, 66.

²⁸ Paul Kläui, *Stäfa*, Bd. 1, S. 199.

Löhne und Preise

Warum war Heimarbeit als Vollerwerb attraktiv? Antwort auf diese Frage gibt die Lohnentwicklung im Verhältnis zum Solddienst. Männer, die nicht auf dem Hof bleiben konnten, fanden früher im Solddienst, im Militärdienst in einem im Ausland eingesetzten Schweizer Regiment, ein Auskommen.²⁹

Um 1700 konnte man im Solddienst pro Monat annähernd gleich viel verdienen wie ein Maurergeselle in Zürich. Um 1780 gab es 13 bis 18 Pfund Monatssold, ein Spinner verdiente indessen im Monat nur 8 bis 10 Pfund. Bereits um 1790 konnte der Monatslohn eines Webers auf der Zürcher Landschaft höher sein als der Monatssold. Das machte die Heimweberei attraktiv, und sicher war sie weniger gefährlich!³⁰

Beobachtungen der Ökonomen sowie die Rechnungen der Landvogtei Wädenswil aus den 1790er Jahren geben Einblick in das Lohn-Preis-Gefüge.³¹ Quervergleiche sind allerdings fragwürdig. Denn der Preis der Produkte und Dienstleistungen wurde oft zwischen Handwerksmeister und Kunde frei vereinbart. Und vielfach war im Preis auch ein Anteil für Verpflegung einkalkuliert. Zudem konnte ein Taglohn für eine unterschiedliche Anzahl von Arbeitsstunden ausgerichtet worden sein.

Untersuchungen liegen für das Malerhandwerk im Alten Zürich vor.³² Maler Bauert in Richterswil arbeitete 1795 im Landvogteischloss Wädenswil zu einem Taglohn von 16 Schilling und erhielt überdies Naturalleistungen im Wert von 9 Schilling, nämlich 1½ Liter Wein, ein halbes Brot und ein Viertel Pfund Käse. Ein Jahr später verrechnete derselbe Meister bei gleich hohen Naturalgaben 20 Schilling Taglohn, also einen Viertel mehr.

²⁹ Walter Bühler, *Der Zürcher Solddienst des 18. Jahrhunderts*, Bern 1977.

Hans Conrad Peyer, *Die wirtschaftliche Bedeutung der fremden Dienste für die Schweiz vom 15. bis zum 18. Jahrhundert*, in: Jürgen Schneider (Hrsg.), *Wirtschaftskräfte und Wirtschaftswege. Festschrift für Hermann Kellenbenz. Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte Bd. 5, Teil II*, Stuttgart 1978, S. 701–716.

³⁰ *Geschichte des Kantons Zürich*, Bd. 2, Zürich 1996, S. 149.

³¹ Staatsarchiv Zürich, F III 38, 1790–1798.

³² Hansjörg Siegenthaler, *Das Malerhandwerk im Alten Zürich*, Zürich 1963, S. 99, 109–111, 134–136.

Zimmermann Isler aus Wädenswil verdiente 1795 für Arbeiten im dortigen Pfarrhaus 16 Schilling pro Tag und zusätzlich die oben erwähnten Naturalien; Maurer Ryner 18 Schilling täglich, ebenfalls zuzüglich Wein, Brot und Käse. Der Taglohn eines Mähers inklusive Kost betrug zur gleichen Zeit 16 Schilling, der eines Tagelöhners 10 Schilling. In der Stadt Zürich wurden höhere Löhne ausbezahlt als auf der Zürcher Landschaft.

Ende des 18. Jahrhunderts verdiente in der Region Zürichsee ein Spinner bei guter Konjunktur 2000 bis 2400 Schilling im Jahr, ein Weber 3200 bis 3600 Schilling, ein Meister des Bauhandwerks 8000 Schilling, ein Landgeistlicher 10 840 Schilling.³³

Löhne werden erst aussagekräftig, wenn man sie in Beziehung setzt zu Preisen und Kaufkraft der jeweiligen Zeit. Bereits in den frühen 1960er Jahren hat Albert Hauser einen Weg aufgezeigt, wie stichhaltige Vergleiche vorzunehmen sind: nämlich durch Umrechnung, wie viele Stunden und Minuten ein Meister arbeiten musste, um einen Liter Staatswein, ein Pfund Brot oder ein Pfund Rindfleisch kaufen zu können.³⁴ Ein Meister mit einem Taglohn von 20 Schilling hatte beispielsweise um 1800 für den Erwerb eines Liters Staatswein 1 Stunde und 36 Minuten zu werken.

Leben der Heimarbeiter

Heimarbeiter verfügten über Bargeld. Und dieses sparten sie in der Regel nicht, sondern gaben es für Lebensunterhalt und Luxus wieder aus. Zeitgenossen haben dies mit Sorge beobachtet und beschrieben. So heisst es etwa aus Rüschlikon: Die Heimarbeiter «genossen dann und wann einen guten Bissen, zum Beispiel Kuchen, Würste und Braten». Und für die Region Zürichsee wurde festgestellt, «dass bei den Heimarbeitern das Fleisch die tägliche Nahrung sei, und zwar sehr oft das teuerste und zarteste, was man haben kann».³⁵ Eine neue, befremdende Sitte war sodann das Kaffee-

³³ Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 2, S. 149.

Ulrich Pfister, Die Zürcher Fabriques, S. 259.

³⁴ Albert Hauser, Vom Essen und Trinken im Alten Zürich, Zürich 1961, S. 162–178 und Tabellen im Anhang.

³⁵ Annemarie Custer, Die Zürcher Untertanen, S. 23.

trinken. Dazu ein Zeitgenosse: Am Zürichsee war das «Kaffeetrinken beinahe zur allgemeinen Morgenspeise geworden, vorzüglich bei den Fabrikarbeitern».³⁶ Die Heimarbeiter sprengten die bisherigen Normen, lösten sich vom Althergebrachten, was Missfallen hervorrief.

Dazu kam, dass sie sich anders zu kleiden begannen, trugen sie doch nicht mehr die traditionellen Bauertrachten, sondern entschieden sich für die neue, städtisch beeinflusste Mode.³⁷ All das verschärfte den Gegensatz zwischen Bauernstand und Heimarbeitern, von denen es einige ebenfalls zu Wohlstand gebracht hatten.

Stäfner Handel und Helvetik

Die 1790er Jahre waren in den Seedörfern von verschiedenen Interessen geprägt. Die Oberschicht fühlte sich in früheren Freiheiten eingeschränkt und beklagte die politische und wirtschaftliche Zurücksetzung gegenüber der Stadt Zürich. Sie erhob daher Forderungen im Stäfner Memorial, drang indessen nicht durch.³⁸

Mit der Helvetik fielen die alten Vorrechte im Jahre 1798. Davon profitierten zunächst vor allem die Gewerbetreibenden. Sie waren nun den städtischen Meistern gleichgestellt. Eine grosse Entfaltung war die Folge. Der Andrang führte bald zu Übersättigung, zu scharfen Konkurrenzkämpfen, gedrückten Preisen und schliesslich zu Konkursen. Die Aufhebung der ehehaften Tavernenrechte bewirkte ein Überangebot im Gastgewerbe.

³⁶ Annemarie Custer, *Die Zürcher Untertanen*, S. 23.

³⁷ Albert Hauser, *Wirtschaftsgeschichte der Gemeinde Wädenswil*, S. 71–73.
Annemarie Custer, *Die Zürcher Untertanen*, S. 69 ff.

³⁸ Christoph Mörgeli (Hrsg.), *Memorial und Stäfner Handel 1794/1795*, Stäfa 1995.

³⁹ Albert Hauser, *Wirtschaftsgeschichte der Gemeinde Wädenswil*, S. 189.

So gab es 1802 in Wädenswil 24 Wirtshäuser gegenüber vier im Jahre 1797.³⁹ Plünderungen und Requisitionen brachten manchen Familien, die in den Seedörfern ohnehin unter schlechtem Geschäftsgang zu leiden hatten, zusätzliche Einbussen. Schäden an Reben und Wein machten in Stäfa der Jahre 1799 bis 1801 nahezu einen Drittel der durch den Krieg verursachten Kosten aus. Das Militär plünderte die Weinkeller; selbst die Rebstickel im Lattenberg dienten den Österreichern für ihre Lagerfeuer.⁴⁰

Die Wirtschaftslage am Zürichsee war vor 200 Jahren alles andere als erfreulich!

⁴⁰ Paul Kläui/Hans Frey, Stäfa, Bd. 1, S. 357, 363–365.
Hans Frey, Stäfa, Bd. 2, Stäfa 1969, S 328.

Jahresrechnung 1998

A. VEREINSRECHNUNG

(vom 1. März 1998 bis 28. Februar 1999)

ERFOLGSRECHNUNG

Einnahmen

A. Mitgliederbeiträge

Mitgliederbeiträge lebenslänglich	1 000.—
Ordentliche Mitgliedschaft	15 945.—
Beiträge öffentlicher Güter	
Gemeinde Stäfa	500.—
Schulgemeinde Stäfa	200.—
Kant. Baudirektion Subv. Aussentreppe ...	1 808.—

Geschenke und Zuwendungen

Margrit Forrer	3 000.—
Edwin Rieser	1 000.—
Ellen Ouboter	250.—
Dr. C. Hürlimann	100.—
Th. Rutishauser	100.—
Albert Fierz	100.—
Zürichsee Medien	100.—
Diverse	860.—
.....	<u>8 018.—</u>

Total Beiträge

24 963.—

B. Liegenschaften

Mietzinse Ritterhaus	10 000.—
Mietzinse Burgstall	46 912.80
Mietzinse Kapelle	<u>4 750.—</u>

Total Mietzinseinnahmen

61 662.80

C. Diverse

Kapitalzinsen	13 455.10	
Verkauf Jahrbücher/Karten	1 137.—	
Div. Erlöse	<u>591.—</u>	
Total div. Einnahmen		15 183.10

Total Einnahmen 101 808.90

Ausgaben

A. Liegenschaften

Hypothekenzinsen.....	<u>3 738.55</u>	
Total Schuldzinsen		3 738.55
Unterhalt Liegenschaften		
Ritterhaus und Kapelle.....	30 683.75	
Burgstall.....	25 069.75	
Blumenhalde.....	<u>1 112.90</u>	
Total Unterhalt Liegenschaften.....		56 866.40

B. Diverse Aufwendungen

Versicherung und Gebühren	6 952.60	
Drucksachen und Porti	1 967.50	
Jahresberichte	16 128.50	
Mitgliederreise	819.75	
Div. Auslagen	480.—	
Beleuchtung und Heizung.....	6 748.50	
Kauf und Unterhalt Maschinen	2 731.40	
Brandmeldeanlagen	—	
Wasser/Abwasser	<u>6 535.05</u>	
Total div. Aufwendungen		42 363.30

C. Rückstellungen und Wertberichtigungen

Wertberichtigungen	-2 250.—	
Rückstellung an Renovationsfonds	<u>1 000.—</u>	
Total Rückstellung und Wertberichtigung.....		-1 250.—
Total Ausgaben		101 718.25

Abrechnung Verein

Total Ausgaben	101 808.90
Total Einnahmen	<u>101 718.25</u>
Gewinn Jahresrechnung 1998.....	<u>90.65</u>

Bilanz per 28. Februar 1999

Aktiven

Umlaufvermögen		
Bank Linth, Stäfa	67 896.95	
Credit Suisse (ehem. Bank Leu).....	11 263.85	
Postcheckkonto.....	9 091.25	
Wertschriften.....	248 635.—	
Diverse Guthaben	<u>4 972.95</u>	
Umlaufvermögen total		341 860.—
Anlagevermögen		
Ritterhaus + Kapelle	75 000.—	
Burgstall	185 000.—	
Mobilien	<u>1.—</u>	
Anlagevermögen total		260 001.—
Total Aktiven		601 861.—

Passiven

Eigenkapital		
Reserve, Rückstellungen für Renovationen		
Saldo Vorjahr	280 629.35	
Einlage aus Betriebsrechnung	11 000.—	
Einlage Vereinsrechnung	1 000.—	
Jahresergebnis 1997.....	<u>565.90</u>	
	293 195.25	
Jahresergebnis 1998.....	90.65	
Reinvermögen.....	<u>26 554.85</u>	
		319 840.75
Fremdkapital		
Hypothek Ritterhaus + Kapelle.....	75 000.—	
Hypothek Burgstall.....	185 000.—	
Kapellenfonds inkl. Zins	<u>22 020.25</u>	
		282 020.25
Total Passiven		601 861.—

Stäfa, 11. März 1999

Die Quästorin: *Isabelle Linthorst*

Bericht der Kontrollstelle

an die Generalversammlung der Mitglieder der Ritterhaus-Vereinigung Üriikon-Stäfa

Sehr geehrter Herr Präsident
Sehr geehrte Damen und Herren

In Ausübung des uns von der Generalversammlung erteilten Auftrages haben wir die vorliegenden Jahresrechnungen 1998 (Vereinsrechnung und Betriebsrechnung) der Ritterhaus-Vereinigung Üriikon-Stäfa geprüft.

Wir stellen fest, dass die Bilanzen und die Gewinn- und Verlustrechnungen aus den ordnungsgemäss geführten Büchern hervorgehen. Die Postcheck- und Bankguthaben wurden durch entsprechende Saldobestätigungen ausgewiesen.

Aufgrund der Ergebnisse unserer Prüfungen beantragen wir, die vorliegenden Jahresrechnungen zu genehmigen und den verantwortlichen Organen für ihre gewissenhafte Geschäftsführung Entlastung zu erteilen.

Üriikon, im Mai 1999

Die Revisoren: *René Bosson, Rolf Hirschbühl*

Betriebsabrechnung Ritterhaus und Kapelle

1.1.1998 bis 31.12.1998

Einnahmen

Ritterhaus.....		51 103.15
Kapelle (inkl. Gottesdienste Fr. 3600.-)		16 830.—
Bank-/PC-Zinsen		<u>183.—</u>
Total Einnahmen 1998		68 116.15

Ausgaben

Ordentliche Betriebsausgaben	39 087.05	
Unterhalt und Reparaturen	<u>4 027.05</u>	43 114.10
Abgaben an die Vereinsrechnung		
Miete Ritterhaus	10 000.—	
Miete Kapelle.....	<u>4 750.—</u>	<u>14 750.—</u>
Total Ausgaben 1998		<u>57 864.10</u>

Abrechnung

Total Einnahmen		68 116.15
Total Ausgaben		<u>- 57 864.10</u>
Betriebsüberschuss 1998.....		<u>10 252.05</u>

Bilanz per 31. Dezember 1998

Aktiven

Postcheckkonto, Guthaben	5 989.90
Bankkonto Zürcher Kantonalbank, Guthaben	4 086.25
Bankkonto Bank Linth, Stäfa, Guthaben	2 967.75
Diverse Guthaben.....	1 375.85

Passiven

Diverse Schulden.....		2 054.70
Betriebsvermögen per 31.12.1998.....		<u>12 365.05</u>
	14 419.75	<u>14 419.75</u>

Ausweis

Betriebsvermögen per 31.12.1997.....		13 113.—
Betriebsüberschuss 1998.....		10 252.05
Überweisung an den Renovationsfonds der Ritterhausvereinigung.....	11 000.—	
Betriebsvermögen per 31.12.1998.....	<u>12 365.05</u>	
	<u>23 365.05</u>	<u>23 365.05</u>

8713 Ürikon, 29.1.1999/hg

Für die Rechnungsführung: U. + H. Gantner